

Der Maronibrater

DER Maronibrater zählte zu den Winterfreuden der Großstadtjugend. Sein eisernes, dampfumhülltes Öfchen, aus dem es rot hervorglühte, übte gleiche Anziehungskraft auf frierende, zerlumpte, strolchende Proletarierkinder wie auf feine Kinder, die an der Hand sorgsamer Mütter und Gouvernanten gingen, so gut gefüttert wie ihre Röckchen und Handschuhe.

Der Maronibrater war ein Bild aus dem Märchenbuch der Großstadt.

Zwei Kastanien kosteten einen Kreuzer. Das war ein so unverrückbarer Preis wie etwa der der Semmel. In vielen konzentrischen Halbkreisen lagen die braunen, mild duftenden Früchte mit geschlitzter Schale auf der Ofenplatte, die großen am linken, die kleinen am rechten Flügel massiert. Tüten aus Zeitungspapier waren vorbereitet. Ineinander gesteckt sahen sie lustig aus, wie die Hütchen, die der Clown im Zirkus mit dem Kopf auffängt, eines über dem andern.

Dann waren noch Kartoffeln da auf der Ofenplatte, einen Kreuzer das Stück, inklusive Salz, das in einem eigenen winzigen Tütchen gegeben wurde. Herrlicher Schmaus! Die dicke, geröstete Schale war das Beste. Die Kartoffel war so heiß, daß man jeden Bissen erst eine Zeithang im offenen Mund auskühlen lassen mußte. Auch Brätäpfel gab es beim Maronibrater, die dufteten wie Weihnachten. Auf der geplatzten Schale standen dicke zuckersüße Tröpfchen, und wo nur ein kleiner Spalt an der Außenseite der Frucht war, dort quoll in

weißen Schaumperlen der Saft hervor. Wo die Äpfel auf der Ofenplatte gelegen hatten, dort waren sie ganz schwarz, verbrannt. Aber gerade das schmeckte am köstlichsten. Einen Kreuzer kostete das Stück.

Der Maronibrater stand über sein Öfchen gebeugt und ordnete die Herrlichkeiten, wendete die Kartoffeln und Äpfel, daß sie gerechterweise überall gleichmäßig erhitzt würden, drehte Papiertüten, schob Kohle unter den Rost. Er trug gewöhnlich eine krümelige schwarze Pelzmütze. Der Hauch aus seinem Munde mengte sich mit dem Dampf, der von der Eisenplatte aufstieg, und sein Gesicht leuchtete feuerrot vom Glutwiderschein durch den Nebel. Wenn er gar nichts zu tun hatte, steckte er die Hände in die Taschen – ganz vornehme Maronibrater trugen einen Muff –, trat von einem Fuß auf den andern und rief: «Heiße Maroni!», auch wenn weit und breit kein Passant in Sicht war.

Meistens aber hatte der Maronibrater Gesellschaft. Der Dienstmann und die Hökersfrau und der Droschkenkutscher wärmten sich die Hände über seinem gastlichen Feuer und besprachen die Härte der Zeiten. Was man so damals «harte Zeiten» nannte! Es war ein Stück häuslichen Idylls auf der winterlichen Straße, aufgebaut um das heilige Zentrum nordischer Geselligkeit: den Herd, den Ofen, die Flamme.

Heute hat der Maronibrater keine Kohlen, sondern Heizt mit Holzrümmern. Auf seiner Ofenplatte liegen keine Kastanien und keine Kartoffeln, sondern Haselnüsse; und acht Stück der armseligen Dingchen kosten zwanzig Heller! Es gibt auch Äpfel, zwanzig Heller das Stück. Verschrumpelte, kleine, unappetitliche Exemplare. Nicht gebraten, nur heiß gemacht. Die Kinder

haben kein Interesse mehr für den Maronibrater, und der Maronibrater keines für die Kinder. Er hat weder Pelzmütze noch Muff. In den ersten Abendstunden schon löscht er sein armseliges Feuerchen und legt den Ofen an eine eiserne Kette, damit er nicht von Dieben fortgeschleppt werden könne.

Die dürfen heute auch nicht wählerisch sein.

Mir ist nicht um den Maronibrater leid, sondern um die Kinder. Sie wachsen in einer Stadt auf, die ihnen, wohin sie blicken, nur ein vergrämtes, finsternes, hartes Gesicht zeigt. Sie sind arm geworden. Auch in des Wortes Sinn: arm. Das Zehnhellerstück war Reichtum in der Hand des Großstadtkindes; es barg romantische Möglichkeiten. Heute gibt's dafür: vier Haselnüsse. Oder eine Extraausgabe.

Wien

Der Prater

Die großen Gastrohäuser, in denen sonst zum Klang einer schrillen, die ganze Disharmonie der Weltordnung erbarmungslos widerhallenden Blechmusik die Paare zweizeilig den Boden stampfen, sind seit Jahr und Tag «Ubikationen». Die runden weißen Tische mit den großblumigen roten Tischtüchern stehen über- und ineinander verkeilt im Garten, bei den nicht mehr brennenden zerbrochenen Gaslaternen, und aus der fröhlichen Tanz- und Trinkstätte ist eine traurige Schlaflaftte geworden. An den Wänden hängen Tornister oder Rucksäcke, den Boden deckt Strohlager neben Strohlager; auf einem

oder dem andern sitzt ein grauhaariger Mann im Soldatentracht und flickt seine Hose.

Draußen jammert und stöhnt die Drehorgel des Ringerspiels, aber ihr Jammern lockt keinen Gast.

Wo sind die Kinder hin, die sonst den Prater mit ihrer lauten Neugier belebten? Ein paar barfüßige Straßenjungen schauen durch die Glasscheiben auf die Kutschpferde, die starr und melancholisch zurückglotzen und nur leise, wie im Traum von einstigen wilden Rundgallopaden, hin und wider schaukeln.

Die Drehorgel spielt noch den Operettenmix von anno 1914; obzwar grade in diesem Produktionszweig ein Nachlassen der schöpferischen Kraft während des Krieges nicht merkbar war. Aber die Drehorgel hat nichts zugeleert. Ihre alten Weisen klingen uralt; ein zertretener, verwestster Melodienstrauß. Eine Musik, die so tönt, wie ganz ausgetrocknetes Heu riecht. Auch das waren einmal Blumen, Duft, Farben. Heute frißt's der Esel. Wenn es ihm die hungrigen Menschen nicht wegessen.

In den Gastrohäusern sitzen ein paar Frauen mit Kopftüchern, schweigend, und trinken «Kracherl». Das ist ein kleines Fläschchen Sodawasser, mit Himbeersaftersatz blaßrosa gefärbt. Wein ist teuer, und Bier eine Erinnerung.

Die Schießbuden sind ganz leer. Kein Mensch hat mehr das geringste Interesse am Schießen. Nicht mit dem Kapsel-, nicht mit Feuergewehr, nicht auf tote Figuren, nicht auf lebende Menschen.

Hingegen findet der Watschenmann Zuspruch. An seinen vollen Wangen entladen sich die in der Volksseele aufgepeitschten Proteste. Wienerische Revolutionsprophylaxe.

Am Eingang des Praters befindet sich die Kriegsausstellung. Das ist eine Ausstellung von allerlei unter den Begriff Krieg zu subsumierenden Dingen. Damit doch auch das Hinterland bißchen was hat von der großen Zeit.

Von der Berg- und Talbahn herüber tönt munteres Kreischen. Frauenstimmen. Es geht nämlich so rasch, so rapid rasch, so entsetzlich rasch bergab!

Und das Riesenrad dreht, aus alter Gewohnheit, leise knarrnd seine gewaltigen Speichen mit den wie Früchte am Zweig hängenden Waggons.

Es gibt keine Kinder mehr im Prater und keine rot-bäckigen Ammen im steifen Kattunrock und kein Bier und keine Soldaten mit der Virginia hinterm Ohr. Es gibt nur noch Kracherl und Staub und Ubikationen. Und eine Kriegsausstellung.

Zuckerbäcker

Die Zuckerbäckladen in der «inneren Stadt» sind gesperrt. Wien ohne Konditorei! Können Sie sich das vorstellen? Das ist etwa so wie Rom ohne Antike; oder Henri quatre ohne Spitzbart; oder ein deutsch-österreichischer Politiker ohne «voll und ganz».

Hier spielte nämlich die Zuckerbäckerei eine weit größere Rolle, als in irgend einer Stadt der ehemals zivilisierten Erde. Unsere Literatur und Kunst fanden in der Sachertorte ihr Symbol, ihr wahrlich geschmackvollstes Symbol: zarter, wenig substantieller Teig und darüber eine etwas klebrige, schimmernde Glasur. In der Schriftsteller hieß sie Geist.

Hier, in diesen kleinen Konditorzimmern auf dem

«Kohlmarkt» versammelte sich die Schönheit und Eleganz der Stadt. Die zwangloseste Gemütlichkeit herrschte.

Wenn der Graf Viki – in der Konditorei nannte man die Aristokratie nur beim Vornamen – an einem der Tischchen keinen Platz fand, setzte er sich hinter den Ladentisch oder zur Küchentür und knabberte Süßes.

Hier wurde der beste Kaffee, die beste Schokolade, das wohltschmeckende, zarteste Eis verabreicht. Hier fanden die Boutons der Kommerziennärrinnen nicht nur Bewunderer, sondern auch Schätzer (auf Krone und Heller genau), hier erregte eine falsche Perlenschnur keine Täuschung, sondern nur taktvoll-mitleidiges Lächeln.

Hier spann der Flirt Fäden, von denen manche frau-liche Existenz in Höhen der Gesellschaft gezogen und manches männliche Vermögen glatt abstranguliert wurde.

Hier hielten Equipagen, deren Kutscher, die Peitsche unbeweglich aufs Knie gestemmt, aussahen wie Lords in Domestikenverkleidung. Hier flossen Milch und Honig, Schlagsahne und Fruchtsäfte zu den deliziosesten Bildungen ineinander, es roch nach zartem Parfüm und feinstem Liköraromen, jeder kannte jeden, Hochadel und Hochfinanz verkehrten reibungslos miteinander, und die ganze Gesellschaft, wie in einem unsichtbaren Schleier von Staubzucker gehüllt, schien selbst ein kunstvolles Produkt aus Gottes Konditorei.

Das ist nun vorüber. An vier Tagen der Woche ist der Zuckerbäckerladen geschlossen, an den übrigen gibt es nur wenig Bäckerei aus schwärzlichem Mehl, Bonbontüten ohne Bonbons, Kaffee ohne Kaffee.

Die Fräuleins im Geschäft sagen: Es sind harte Zeiten! Graf Viki sitzt in Uniform auf dem Ladentisch – obzwar jetzt anderswo Platz genug im Lokal wäre – und macht ein gelangweiltes Antlitz.

Das süße Wien ist tot.
Daß es schon bei Lebzeiten nach Verwesung roch, war eine Folge seiner Süßigkeit.

Zigarillos

ZIGARILLOS heißt eine Zigarrensorte des k. und k. Tabakärs. Vor dem Kriege kannten sie nur wenige Zigarettenraucher. Heute kennen nur wenige Zigarettenraucher eine andere Sorte.

Was nämlich die Welt der Dinge anlangt, so hat der Krieg die Erniedrigten erhöht, die Kleinen, Unbekannten, Mißachteten zur Geltung gebracht. Im Reich der Sachen ist das Proletariat heute obenauf. Also wurden auch die Zigarillos populär, von denen vorher kein Mensch was wußte, und von denen die, welche was wußten, nichts wissen wollten.

«Zigarillos» klingt spanisch. Oder portugiesisch. Ich entsinne mich, daß das klassische Hauptwerk der portugiesischen Literatur «Os Lusíados» heißt.

Unverständlich, daß noch kein Patriot gegen die Namen unserer Rauchsorben protestiert hat. Wir rauchen ja fast durchaus feindliches Ausland! Cuba, Trabuco, Virginia, Ägyptische. Die beliebteste österreichische Zigarette heißt: Britannica! Bitte, da muß einem ja übel werden.

Zigarillos sind kleine herzige Zigaretten. Fünf, sechs Stück von ihnen gehen in die hohe Hand. «Iloss» dürften

eine portugiesische Diminutivendung sein. Also etwa Zigaretten, Zigarrein.

Die Zigaretten haben keine Spitz. Man weiß nicht, wo man sie in den Mund stecken und wo man sie anzünden soll. Im Effekt bleibt sich das aber gleich. Zigaretten brennen merkwürdig. Die Glut kriecht an einer Seite des Zigaretten rapid rasch fort, an der andern bleibt sie stationär. Es sieht aus wie eine fressende rote Flechte. Wie ein Glimm-Ekzem. Oft auch brennt die Glut trichterförmig nach innen. Das Zigarettenverwandelt sich dann in einen kleinen waagerechten Krater, der das tut, was bei einem Krater aus Zigarettenmaterialie doppelt verständlich ist: er speit. Rauch und Funken.

Die Rauchentwicklung ist erheblich. Ein dicker, kriechender, schwärzlichgrauer substantieller Rauch. Es ist größte Vorsicht angezeigt, damit nichts von ihm in den Mund gerate.

Mit einer brennenden Zigaretten in der Hand kommt man durch das ganze Land.. Jeder tritt bereitwillig zur Seite.

Manchmal hat die «Zigaretten» – ich weiß nicht, wie der portugiesische Singular heißt – keine Luft. Das ist der günstigste Fall. Man quetsche das Zigaretten an der Spitze kräftig zwischen den Fingern, worauf seine Hülle abblättert. Dann stoße man eine Stricknadel so durch, daß sie abwechselnd links und rechts an der Seite hinausfährt. Hierauf schneide man sowohl oben wie unten ein etwa zentimeterbreites Stück ab, lege die also Gekürzte auf den Tisch und walze sie unter mäßigem Druck der flachen Hand einige Male hin und her. Was nach diesem Verfahren von dem Zigaretten noch übrig ist, placiere

man auf den Fußboden und stampfe es mit der Stiefelsohle zu Staub.

So wird man von einer Zigaretten den reinsten Genuß haben.

Vor meinem Tabakladen hängt seit Monaten ein Dauerplakat. Auf ihm steht: «Nichts Rauchbares!»

Es ist also immer noch die Chance, daß Zigaretten in dem Laden zu haben sind.

Raubmörder in großer Zeit

Der Raubmörder Hirth wog 93 Kilo, als er ins Gefängnis kam. Auf der Anklagebank, ein paar Monate später, saßen nur mehr zirka 60 Kilo Hirth. Die Gerechtigkeit sagte: Noch immer um 60 Kilo zuviel; und verurteilte den Raubmörder zum Tode. Perekat.

Die Zeitungen aber sagten, er hätte sich würdelos und gemein-egoistisch und frech benommen; und der Staatsanwalt schleuderte diese harte Beschuldigung wider ihn: «Er hat (in der Untersuchungshaft) nichts anderes im Auge gehabt als sein leibliches Wohl, und sein einziges Ziel war gute, reichliche Nahrung.»

Wodurch allein schon, allerdings, der Mann, selbst wenn ihm gar kein Verbrechen zur Last gefallen wäre, sich weit von den Gerechten dieser Zeit geschieden hätte, die ja nichts im Auge haben als ihr seelisches Wohl, und deren Interesse ganz anderen Zielen zugewandt ist als guter, reichlicher Nahrung.

Hirth hat auch die Schlechtheit begangen, für Leistungen, die man von ihm als Mordbeschuldigten forderte – Geständnisse u. dgl. –, als Gegenleistung Nah-

rungsmittel zu begehrn. «Den Grad seines sittlichen Tiefstandes», sagt die Anklageschrift, «beweist ein Schriftstück, worin er sich anheischig macht, das Versteck des von ihm geraubten Geldes zu zeigen, wenn man ihm vorher anständig zu essen gäbe.»

Solche Fraß-Erpressungsmanöver müssen besonders das Ethos dieser großen Zeit zutiefst beleidigen, in der selbst von geringen Leuten, von Tabakhändlern, Schuster, Seifensiedern u. dgl., jeder Versuch, sie durch Anbot von Eßwaren zur Abgabe ihrer Ware gefügiger zu machen, empört abgewiesen wird.

Des Mörders Behauptung, daß ihm der heilige Antonius in der Zelle erschien sei, wurde mit Recht als Flunkerei gewertet. Derlei elende Versuche, sich bei einem österreichischen Gericht einzuschmeicheln, sind doch zu durchsichtig.

So entschieden aber die Würdelosigkeit, der moralische Tiefstand und der gemeine Egoismus des ewig hungrigen Hirth zu verurteilen ist, so entschieden muß man ihn auch gegen den Vorwurf der Frechheit, deren er sich durch sein Betragen wider Präsidenten, öffentlichen Ankläger und Geschworene schuldig gemacht haben soll, in Schutz nehmen.

Hirth ist in diesem Punkt ein Opfer seiner volkstümlich-derben, dialektisch-bildkräftigen Ausdrucksweise geworden. Übersetzen wir sein rüdes Idiom in höfliches Hochdeutsch, so erscheint seine Frechheit in wesentlich milderem Lichte. Es ergibt sich dann, daß er nichts anderes gesagt hat, als was jeder vor seinen Richtern Stehende im Innersten denkt und gerne sagen würde, wenn er hierzu den Mut fände und nicht fürchten müßte, durch so betätigte Wahrheitsliebe seine Situation erheblich zu verschlechtern.

Übersetzen wir die Sprache des Angeklagten: Hirth in die Sprache eines Angeklagten: Doktor Hirth.

Auf die Frage des Vorsitzenden: «Warum hat man Sie denn so traktiert bei der Polizei?»

Hirth (mährisch):

«Was fragen S' denn? Sie san doch ka Hearriger.»

Dr. Hirth (bescheiden):
«Das ist wohl eine rein rhetorische Frage, Herr Oberlandesgerichtsrat! Herr Oberlandesgerichtsrat sind ein viel zu genauer Kenner der polizeilichen Wahrheit-Ergründungs-praxis, um nicht zu wissen, zu welchem Zweck einem ausgehungerten Häftling, der gestehen soll, reichlich Speise und Trank verabreicht wird.»

Auf eine Frage des Staatsanwalts:

Hirth:

«Ich hasse Leute von der Polizei, weil sie schon viele Ungerechtigkeiten an der Menschheit begangen hat.»

Auf eine Bemerkung des Präsidenten über eine bestehende Zeugenaussage:

Hirth:

«Sie wissen eh', daß das alles a Lug' is. Aber Ihnen paßt es halt.»

sident – unwillkürlich und begreiflicherweise seinem engeren Berufskollegen, dem Herrn Staatsanwalt, mehr zugeneigt als der Verteidigung, unwillkürlich und begreiflicherweise auch ein wenig von der Jagdleidenschaft gegen das Wild: Angeklagter ergriffen – daß der Herr Präsident, sage ich, den die Sache des Anklägers stützenden Aussagen weniger a-priori-Mißtrauen entgegenbringt als den der Sache des höchst unsympathischen Angeklagten günstigen Zeugen-dispositionen.»

Präsident: «Bei so etwas gibt es keinen Irrtum!»

Hirth:

«Haben Sie sich noch nie geirrt, Herr Präsident?»

Dr. Hirth:

«Erare humanum est. Auch der Herr Präsident unterliegt dieser menschlichen Bedingtheit.»

Als, nach Verlesung eines schriftlichen Eß-Verlangens des Angeklagten, die Geschworenen lachen:

Hirth (unwirsch):
«Das is ja kein Schüler-

268

g'spiel, da gibts nix zu lachen. Ihr seid's aus'g'fressen wie die Bären, und i bin vor Hunger ganz schwach.»

Herren, ist sonderbar.
Hier geht es doch um mehr für mich als um Harlekinsprung . . . Aber wie könnten Sie auch, im Vollbesitz bürgerlichen Tugendgefühls, satt und brav, vor den Verführungen des Dämons sicher, in die Seele eines armen Teufels sich hineindenken, aus dem der Hunger den letzten Rest von Bestialität herauspräpariert, den Erziehung, Schicksal und bürgerliche Ordnung zu entwickeln noch übrig gelassen haben.»

Allerdings hätte den Dr. Hirth der Präsident kaum so ruhig reden lassen, wie den Hirth.

Die Wahrheit läßt sich nämlich ertragen, wenn sie aus einer niedrigen Seele und einem schmutzigen Mund kommt. Sie ist dann durch solche Herkunft schon so kompromittiert, daß von Amts wegen zu ihrer Umschädllichkeitmachung nichts mehr verfügt zu werden braucht.

269

Buchbesprechung

KÜRZLICH war ich in Bolivia. Der Mensch hat nun einmal die Sehnsucht ins Weite, fort, zu neuen Ländern und neuen Sternen. Die Reise aber, nach St. Pölten etwa oder nach Vöslau, stößt heute auf allzu gewaltige Schwierigkeiten. Also wählte ich Bolivia. Das heißt: ich entnahm der Leihbibliothek das Buch des Dr. Theodor Herzog, Privatdozenten für Botanik an der Technischen Hochschule in Zürich: «Vom Urwald zu den Gletschern der Kordillere».

Wenn ich nicht irre, hat Bolivia den Zentralmächten noch nicht den Krieg erklärt. Also darf ich sagen, daß das Reisen durch seine ungekannten Wälder und der Aufstieg auf seine unerstiegenen Berge sehr anregend ist, die Sinne erquickend und den Geist mit großartig-bunten Bildern fullend.

Am schönsten ist's im Urwald. Weit und breit keine Menschen. Nur Tiere und Pflanzen, Hitze und endloser Regen und das Brüten der Einsamkeit. Was für Pflanzen! Schon ihre lateinischen Namen haben was Berauschendes. Es klingt so fern allem Gemeinen und Niedrigen, wie fromme Latinität, wie Andacht, wie ein Stück heiliger Urwaldliturgie.

Mit welcher keuschen Zärtlichkeit Dr. Herzog von den Pflanzen spricht! Er nennt sie nur beim gelehrten Namen und setzt hinzu: «die großblättrige», «der feuerrot blühende», «die stachelstarrende», «die ockerfarbene» u. dgl. Es ist nüchtern und doch homerisch. Gesehen und empfunden. Beschrieben und ästhetisch gewertet. Es ist Wissenschaft und Liebe.

Den Schmetterlingen widerfährt nicht so umständ-

liche Ehre. Aber ihre dekorative Bedeutung ist in helles Licht gerückt. Ihr «farbiges Getümmel» im hitzegebäten, dampfenden Urwald wird gleichzeitig lebendig.

Es gibt andere Tiere, die nicht des Boliviawanderers Entzücken wachrufen. Aber auch hier ist die Schilderung genußreich. Weniger lyrisch, mehr dramatisch. Wanzen daumengroß! Vinchucas ist ihr poetischer Name. Nachts «prasseln» sie auf den Boden der Hütte nieder, in der die alte Indianerin Gastfreundschaft gewährt. Prasseln!

Nette Geschichten hört man vom Ameisenbären . . .

«Selbst der Jaguar soll zuweilen der Umkammerung dieses Tieres zum Opfer fallen. Im Tode noch schlägt ihm der Ameisenbär die Krallen so tief und unlösbar in den Leib, daß der Sieger in den verkrampften Armen seiner toten Beute verenden muß.» Das schaut heraus beim Sieg-Frieden!

Es gibt noch Indianer in Bolivia mit Pfeil und Bogen. Die wilden Stämme lauern im verfilzten Dickicht des Waldes. Ihre Widerhakenpfeile zischen plötzlich durchs Laub, todtbringend. Die friedlichen Stämme roboten agrarisch. Sie spielen auch Hockey und tanzen in brauner fast-Nacktheit ekstatische Tänze. Sie sind schön, gutmütig und leidenschaftlich gern betrunken.

Im Urwald von Bolivia ist es nicht gemütlich. Der Himmel schüttet Sturzozeanen herab, Blitze zickzacken bündelweise nieder, der Wanderer wandert nicht, sondern er trocknet sich mit Beil und Messer einen unendlich mühevollen Weg durch grüne, dombewehrte Mauern. Die Hitze kocht ihm das Blut im Leibe zu wilden Fiebern auf, Vinchucas prasseln auf sein Ruhelager, Schweißbienen bedecken wie mit einem lückelosen lebenden

Schleier sein Antlitz und seinen Nacken. Es ist ungemütlich.

Aber ein Gefühl der innigsten Sehnsucht nach dieser wilden Wildnis durchflutet das Herz des Europäers. Wie schön ist primitive Roheit neben komplizierter! Wie paradiesisch die Strapaze des Urwalds gegen die der Zivilisation! Wie erträglich kann ein Leben in Schmutz, Gefahr und Drangsal sein, wenn die Natur und nicht Menschenwille es anbefiehlt! Wie romantisch ein Dasein unter Urwaldverhältnissen, wenn es nicht Gipelpunkt der Kulturentwicklung ist!

Ach Bolivia!

Der Posten

Vor dem Hause steht ein Posten. Er steht da, sonst tut er nichts. Manchmal fällt ihm ein, es wäre doch eine Abwechslung, jetzt ein wenig auf und ab zu gehen. Dann macht er eine Viertelwendung (so scharf, als gäte es, ein Eck in die Luft zu biegen), geht auf dem schmalen Holzbrettcchen, das zu solchem Zwecke vorhanden ist, bis an des Brettcchens Ende, kehrt dort um, marschiert zurück und steht wieder eine Weile still, durch die unsichtbaren Gitterstäbe seines Luftkäfigs teilnahmlos die Straße beguckend.

So treibt er's zwei Stunden lang.

Wenn ein Vorgesetzter kommt, wächst der Posten um einen halben Kopf in die Höhe, sein Kinn reckt sich gen Himmel, der Blick wird starr, die rechte Hand gleitet an dem Gewehriemen sausend abwärts. Man hört es förmlich wie ein Glissando von der höheren Tonlage in den Baß. Eine Sekunde steht der Posten da, als wär' er mit

Kurare vergiftet. Dann löst sich der Respektkrampf, und der Soldat schüttelt kurz den Oberkörper, wie ein Hund, der eben aus dem Wasser kam.

Der Posten hat nicht nur ein Brettcchen, sondern auch ein Häuschen. Ein sogenanntes Schilderhäuschen. Eigentlich ist es gar kein Häuschen, sondern ein Futteral. Ein hölzernes, auf dem Erdboden festgenageltes Menschentui. Für einen Durchschnittssoldaten paßt es zur Not. Ein friderizianischer Grenadier ginge nur in Fortsetzung hinein.

Ich weiß nicht, wer im dem Hause wohnt, vor dem der Mann Posten steht. Ich weiß nicht, ob überhaupt jemand drin wohnt. Aber ich weiß, daß der Soldat nur um der Ehre willen vor dem Tor steht. Um der Ehre dessen willen, der in dem Hause wohnen könnte, wenn er hiezu Lust hätte.

Dieser Mensch also, der da auf dem Brettcchen hin und her marschiert, ist das reinste Dekorationsstück. Er heißt zwar «Wache», hat aber gar nichts zu bewachen. Er ist nur ein Symbol.

Das heraldische Wappentier ist auch ein Symbol, aber noch niemand ist es eingefallen, einem Edelmann, in dessen Wappen zum Beispiel der Löwe etwas tut oder hält, einen lebendigen, alle zwei Stunden ablösbaren Löwen übers Haustor zu fixieren.

Und so meine ich: die Ehrenposten, die nur dastehen, um eine Hochachtungsidee zu verkörpern, sollten nicht von lebenden, sondern von künstlichen Soldaten bezogen werden. Von Holz- oder Blechsoldaten. Weil man zu Dekorationsstücken nicht Wesen aus Fleisch und Blut, sondern nur totes Material verwenden dürfte.

Wobei ich noch darauf hinweisen will, welche dank-

benen Aufgaben dem heimischen Kunstgewerbe durch die Erzeugung solcher Ehrenposten geboten würden.

Die kleinen Leute

INDES aller Leim, der die Welt zusammenhält, weich wird, alle Scharniere sich lockern, Neues und Altes durcheinanderstürzt, die Ordnungen wie die Wagons eines entgleisten Zuges sich spießen, sich ineinander verkeilen oder, gänzlich umgeworfen, ihren nackten, toten Mechanismus exhibieren, geht das Leben doch seinen Gang weiter.

Die Anständigkeit der kleinen Leute bewirkt solches Wunder.

Sorgfältig kehrt der Straßenfeger den Kot in die Kanalrinne, der Laternenanzünder putzt die Glasscheiben seiner Straßenlampen, der Straßenbahnschaffner quetscht sich durch unmutige Passagierknäuel und knipst an der richtigen Stelle ein Loch in den Fahrschein, das Putzweib liegt auf Knien und scheuert schwitzend die Stiege, der Schornsteinfeger bekriecht schwärzlich die Kanne, der Kellner bringt dem frechen Gast die Suppe, ohne vorher hineinzuspucken, der Briefträger schlepppt sein Postpäckchen treppauf, treppab, obgleich er ja, nicht wahr, die Hälfte der Briefe wegwerfen könnte, um Weg zu ersparen. Warum tut er's nicht?

An dem heiligen Automatismus der Kleinen-Leute-Arbeit übt das Weltwirral wenig Störung. Wie ew' gem Gesetz folgend kreisen die kleinen Tätigkeiten und kleinen Pflichten.

Die Mensch-Amieze läuft, schleppt, gräbt, ob auch der

Fuß Gottes vernichtend in ihren gängereichen Bau trat und Millionen Wimmehnder zerquetschte.
Seht, wie das Perpetuum der winzigen, unscheinbaren, grauen Geschäftigkeiten weiter seine vielschlungenen Kreise zieht! Das Selbstverständliche, das es doch gar nicht ist, hält!

Tausend Hände – die Menschen, die dran hängen, bleiben unbemerkt – flechten und flicken immer wieder den Kanevas, in den die «Kultur» ihre komplizierteren Muster stickt. Die Individuen sterben, die Hände bleiben.

Von Gnaden der kleinen Leute leben wir. Ihre unschütterliche Bravheit hat was Sonnenähnliches: sie gewährleistet Urbedingungen des sozialen Seins. Sie geht jeden Morgen neu auf. Sie dient in blinder, unbeirrbarer Verlässlichkeit Gerechten wie Ungerechten. Ohne sie stürzte die Welt in Nacht und Kälte.

Ich will lieber die Büste meines Briefträgers auf den Schreibtisch stellen als die des großen Napoleon.

Soziale Unordnung

Was wünschen Sie zum Abendbrot?» fragte der Gefängnisdirektor den armen Sünder, der morgen früh am Galgen sterben sollte. «Sie dürfen essen und trinken, was und wieviel Sie wollen.»

«Schadel!» sage der Delinquent. «Schadel! Wenn Sie mich das drei Monate früher gefragt hätten, wär' der ganze Raubmord nicht passiert.»